



(Erzählung, Auszug)

Die Wahrheit – was sonst –
wird uns frei machen.

Notwendig
und zumutbar ist sie,
Quelle und Mündung
unserer Menschenwürde.

Meinem Vater

1.

Ich habe keine Lust zu lügen. Eines Freitags war Vater spurlos verschwunden...
Wir schürften in der Geschichte, rückwärts zu seinen Wurzeln, und gerieten
immer tiefer in den Krieg...

5.

Wenigstens eine Nachricht hätte er hinterlassen können. Weg war er. Nur noch
als Rätsel da.

Wer er eigentlich war, erfuhren wir nie. Was Mutter über ihn zu erzählen wusste, erhellte ihn nicht. Voll von Verlusten schien sein Leben.

Beim späten Gang durch den Krieg aus sicherer Entfernung glaubten wir manchmal eine Spur zu haben, dann verloren wir sie wieder. Vater schien sich *auch* als Opfer zu fühlen und war doch offensichtlich auf der Seite der Täter. Er schien sich als Verwundeter durch den Krieg geschleppt zu haben.

Das moderne Massenphänomen machte es schwer bis unmöglich, das Schicksal eines Individuums herauszufiltern. Die Waffen reichten so weit, dass das Töten leicht gemacht wurde. Man handelte in Massen und wollte dem gefürchteten Tod zuvorkommen. Der kleine Mann war, nicht nur im Krieg, zur Froschperspektive verdammt. Der musste mit. Der konnte nicht aus.

Was ich nie von Vater gehört hatte, war ein direktes Eingeständnis von Schuld. Sicher, er sprach von Verblendung, natürlich von Soldatenpflicht und dem verfluchten Entweder-oder: *Entweder du schießt oder du wirst erschossen!* Es gab kein Entrinnen aus dem Dilemma.

Ich wusste ehrlich nicht, was ich selber gemacht hätte. Ich war ratlos.

Der Krieg war, seiner Ansicht nach, für Erzählungen nicht geeignet, für Kinderohren erst recht nicht. Den Krieg sollten wir uns ruhig im Fernsehen ansehen. Da lief jede Menge, überwiegend Schlachtgetöse. Oder ein die Seele rührendes Heimkehrerdrama wie „*So weit die Füße tragen...*“. Begreifen würden wir den Krieg eh nicht. Wir Späteren waren Ausgeschlossene. Darüber konnten nur die ernsthaft reden, die ihn wirklich in aller Härte erlebt hatten. Und die schwiegen. Viel zu laut.

Sogar Gott hatte sich bis auf die Knochen blamiert. Eine tiefere Ohnmacht als *Auschwitz* konnte sich gar keiner denken.

...Und wer sollte je einen Völkermord solchen Kalibers verzeihen!?

Vater brachte aus dem Krieg sozusagen *eine unsichtbare Truhe* mit. Die stand bei uns in der Stube und enthielt alles andere als einen Schatz. Sie trug die Aufschrift: Nicht aufmachen! Explosiv! Sie faszinierte uns. Und sie brachte den Schrecken ins Haus. Wir Kinder zähmten aus Vorsicht unsere jugendliche Neugier und doch ließ uns die Truhe wie ein Dämon nie in Ruhe.

Es war letztendlich *sein* Krieg in der Truhe, nicht unser Krieg.

Wir konnten einander nicht helfen. Wir waren nur die Kinder von Tätern.

7. Ein verschwundener Gott

Wir Kindergeneration der Nachkriegszeit waren auf Familienarchäologie angewiesen. Die Eltern gaben nur Harmlosigkeiten oder Ausweglosigkeiten Preis, oder gleich solche Brocken von Schuld, auf die wir nicht vorbereitet waren, die uns die Luft wegnahmen, die uns wie Steine erdrückten. Jede Aufklärung war ihnen Sprengstoff.

So blieben wir Kinder von „*harmlosen*“ Eltern harmlos, solange es auf diese Art eben ging. Bis eines Freitags unser Vater spurlos mit seinem Fahrrad

verschwand. Ab da begannen wir, Geschichte und Gegenwart als Hauptverdächtige zu verhören.

Es war eine Herkulestat für mich, *das Sühnen* der Vaterschuld *aufzugeben*. Fremde Schuld kann niemand sühnen. Hin und wieder gibt es einen gerechten Ausgleich.

Was also tue ich?

Nichts besonderes, aber das *auf meine Art*. Ich stehe im Volk, bin bisweilen ratlos, resigniert, besser desillusioniert, trotzig, erzürnt, empört, wenn die kleinen Leute hereingelegt werden, ärgere mich schmunzelnd über Eigentore, bin solidarisch mit Grenzgängern, bin unverbesserlicher Zuversicht, schaue aus nach neuen Wegen, distanziere mich, entdecke meinen Eigenwillen, verzichte nie darauf, ein Gewissen zu haben und mich zu vertreten, suche eine moderne Spiritualität, bitte um die so notwendige Vergebung, überspringe Mauern, die ich nicht niederreißen kann, prüfe, was recht oder unrecht ist, schaue mir die Gesichter und Wege anderer an, mache die Nacht zum Tage, wenn ich kreativ bin, kenne Karfreitag, leide also mit den Opfern, kenne Ostern, muss also nicht verzweifeln, suche Pfingsten, darf also hoffen auf einen ganzheitlichen Tanz des Geistes, der die Erde, ja sogar Konzernetagen verwandelt, freue mich immer wieder, trotz des Unfriedens, auf jedes kleine Weihnachten wie ein Kind, wie auf eine grenzenlos schenkende Liebe, die immerhin möglich ist unter uns Menschen, unterm Volk, jenseits der Zentren kirchlicher, wirtschaftlicher oder politischer Macht, ich stehe im Volk und gehe meinen eigenen Weg. Ein Grenzgänger unter Grenzwächtern und Grenzgängern.

Seit ich sah, wie das Gegenteil eine ganze Generation deformierte, glaube ich an die befreiende Kraft der Wahrheit. Seit Vater mir, noch mit seinen wenigen Andeutungen half, unter allen Spuren auf *meine Spur* zu achten.

Es gibt einen Weg, wenn man *herzwärts* geht, woher auch immer die Hoffnung winkt. Zeichen gibt es genug. Man muss sie nur lesen können. Es heißt aber: Wachsam sein, sich hüten vor Selbstüberschätzung, vor allem vor der Lüge über sich selbst. Und sein Vermächtnis heißt: Eintreten für die Schwächeren.

Denn morgen könntest du der Schwächere sein.

Wir wussten am Ende jedenfalls nicht mehr, wo wir noch einen Vater suchen sollten. Also ließen wir ihn bleiben, wo immer er sein mochte. Er war für uns kein Bedürfnis mehr. Zum Nachschlagen keine Quelle. Zum Vergessen zu schade spukte er in unseren Köpfen herum *wie ein verschwundener Gott*.

Dem zu begegnen hatten wir weder Lust noch Mut noch Interesse. Wäre er plötzlich wieder aufgetaucht an irgendeinem Sonntag danach, wir wären achtlos aneinander vorüber gegangen, als hätten wir nie voneinander gehört. So wie die Wege sich kreuzen und verdanken, so verlieren sie sich auch. Und verschwinden hinterm Horizont.

Wir kauften uns eigene Fahrräder.

Vielleicht würden wir auch eines schönen Tages spurlos verschwunden sein.